

Interkulturelle Gärten

Tanztheater

- Suchbegriff Suchen
- E-Mail Newsletter abonnieren
- Diese Seite drucken
- Diese Seite weiter empfehlen
- Artikel als MP3-Beitrag anhören
- Artikel jetzt kommentieren
- Artikelfwertung abgeben

Herausgegeben von der **AKTION MENSCHEN**

Text **Judka Strittmatter** Foto **Sibylle Fendt**

Die verbindende Kraft von Gurken, Basilium und Erdbeeren lässt in interkulturellen Gärten das Miteinander gedeihen. Sie sind ein Ort, an dem Menschen gemeinsam etwas zum Wachsen bringen

Wer an einem Samstagnachmittag im Sommer in Berlin-Köpenick in Olga Baiers Hände gerät, sollte Zeit haben und auf Völlerei eingerichtet sein – auch wenn er gerade einen üppigen Rinderbraten zum Mittagessen hatte. Wer den „Wuhlegarten“ und somit Olgas

40-Quadratmeter-Gartenreich betritt, kommt an ihrem Tisch nicht vorbei. Nicht an den Bergen von Blinis, nicht an den Mengen von Fleischröllchen und schon gar nicht – aber so was von gar nicht – an der Flasche Amaretto, die nach braver Essenseinnahme über den leeren Gläsern der Gäste kreist. Zweimal, dreimal, viermal. Nochmal. Schlappmachen zwecklos. Wer bis hierhin noch dachte, dass Russen und Ukrainer ausschließlich dem Wodka zusprechen und die vielbeschworene Gastfreundschaft dieses Menschenschlages vielleicht nicht mehr sei als ein überschätztes Klischee, den hat Familie Baier längst mit ihrer Lebenswürdigkeit überschwemmt. Schwips inklusive.

Die Baiers sind Deutsche, Spätaussiedler vom Asowschen Meer. Mutter Olga, 60, Vater Mark, 72, und eine ganze Sippschaft aus Schwestern und Brüdern, Töchtern und Söhnen. In der Ukraine, der alten Heimat, waren sie jahrelang die Deutschen, in Berlin sind sie wieder die Ukrainer. Oder einfach nur: die Russen. Eine Achtlosigkeit, die ihnen weh tun muss, wenn man daran denkt, wie wichtig ihnen die Unabhängigkeit von Russland war. Aber sich beklagen – sie? Mit keiner Silbe. Nicht mal aufgemuckt haben sie, als die Behörden das „y“ in ihrem Namen fälschlicherweise zu einem „r“ machten. Hauptsache Deutschland, sagt Olga, und eine Wohnung zum Träumen: 57 Quadratmeter Platte mit Balkon. Und endlich keine Räuber mehr, die ihnen den letzten „Weißkopf“ aus dem Garten klauen – Weißkohl. 12 Kilo, erzählt Olga, habe sie zugenommen, seit sie hier sind. Und wirklich viele nette Deutsche getroffen in Berlin. Vy zum Beispiel, vom Nachbarbeet. Vy, 55, aus Vietnam.

Und da sind noch andere an den Beeten: die herzliche Ana-Lucia, 32, aus Ecuador, die gerade eine Vogelscheuche zwischen Erdbeeren und Möhren in den Boden gerammt hat, oder Dieter, 55, Ossi aus Köpenick, der sich ihnen, den Ausländern, anschloss, „weil es hier nicht so spießig zugeht wie anderswo“. Da sind der freundliche Herr Ahmad, 58, aus Indien, Erika aus Ungarn und die witzige Brigitte, 39, die früher Christin war und heute Muslima mit Kopftuch ist. Beim Umgraben ihres Erdfleckens hat Brigitte noch ein altes Trabi-Schild zu Tage gefördert, und sonst rührt sie gern Kräuterquark für die Gemeinschaftsfeste an, es wächst genug bei ihr: von der Kapuzinerkresse bis zum Kriechenden Günsel. All diese Menschen und noch ein Dutzend mehr teilen sich rund 4000 Quadratmeter Grün in der Nähe des Cardinalsplatzes in Köpenick. Man verlässt das Köpenicker Forum, eines dieser neuen, immervollen Einkaufszentren, nimmt am Hinterausgang den Pfad entlang des Flüsschens Wuhle und stößt schon nach zweihundert Metern auf den ersten Boten des nun anbrechenden Gartenidylls – einen Graureiher. Professoral stakst er durch das Wuhlewasser, vorbei an Menschen, die ihn bestaunen. Ein Graureiher! Mitten in Berlin!



Reiche Ernte im Wuhlegarten: Sajjad Ahmad aus Indien

Ein kleines Wunder, genau wie ihre Gartenkommune, die nicht zufällig zustande kam. Vorbild war eine „Scholle“ in Göttingen vor zehn Jahren, auf der Bosnierinnen von den Kriegsgräueln genesen sollten, die sie in ihrem Lande erlebt hatten. In ihrem Schmerz hatten sie von ihrer Sehnsucht nach ihren Gärten zuhause erzählt. Die lindernde Wirkung eines eigenen Stückes Erde, von der wohliger Geruch aufsteigt, in die man getrost seine Tränen fallen lassen kann, und das einem irgendwann Bohnen, Kürbisse und Kräuter beschert, mit Ringelblumen und Wilder Minze, sprach sich herum. Mit der „Stiftung Interkultur“, die sich 2003 etablierte und die diese Idee

weiterrspann, wurden neue Gärten abgesteckt – in ganz Deutschland, 13 allein in Berlin. Der tiefere Sinn hinter Erdbeerbeeten und Subbotniks: „Wurzeln schlagen in der Fremde“. 2006 waren es bereits 100 Areale geworden, zum Teil noch im Aufbau – ein Grund für den Bundestagsvizepräsidenten, Wolfgang Thierse, lobende Worte zu finden: „Die gemeinsame Freude am Gärtnern und die Neugierde auf andere Menschen mit ganz unterschiedlichen ethnisch-kulturellen Hintergründen und aus unterschiedlichen sozialen Milieus bringen die Menschen in den Gärten zusammen.“

Auf das tägliche Miteinander heruntergebrochen heißt das: Zwischen Aurich und Trier knien nun Kasachen neben Iranern in ihren Beeten, leiht sich Ungarn von der Ukraine eine Spitzhacke aus oder sinniert Vietnam gemeinsam mit Indien unterm Sonnenschirm über die effektivste Aufzucht von Tomaten. Man hilft sich, berät einander, freundet sich an. Oder bleibt friedlich allein. Die wundersame Kraft selbst gezüchteten Grünzeugs ist ein gemeinsamer Nenner, den schon die Kleingärtnerbewegung erkannte, als sie sich Anfang des 19. Jahrhunderts über Deutschland ausbreitete.



Und weil es zu aller Nutzen ist, dass es nicht nur auf der eigenen Scholle grünt und blüht, sind solidarische GieBeinsätze obligatorisch. Olga jedenfalls hat schon öfter bei ihrem kurdischen Nachbarn die baumhohen Sonnenblumen gewässert, als es diesen Sommer ein paar heiße Tage gab. Im Gegenzug haben die meisten nichts dagegen, wenn sich ein anderer ein paar Stängel Petersilie von ihrem Beet stiebitzt. Im besten Fall merkt es der andere gar nicht, weil keine Scholle wehrhaft umzäunt ist. Barrieren hätten das Zusammenkommen eher gestört. In Berlin-Köpenick überließ das

Bezirksamt Olga, Vy und den anderen für das Zusammenkommen eine Brache, 2003 war das, „und hier sah es unglaublich verdeckt aus“, sagt Sajjad Ahmad, Sprecher der „Wuhlegarten“-Gemeinde. Ob an Tagen der offenen Tür oder zu Integrationsworkshops – vier Jahre später staunen und wundern sich immer wieder Besucher durch ihre Rabatten, kleinen Wiesen und Haine, oft hallen Glücksseufzer durch die von ihnen geschaffene Lauschigkeit.

Die Gärtner an der Wuhle wurden über Integrationsvereine der Bezirke rekrutiert, wobei es mehr Bewerber gab als Platz, in Köpenick Lebende werden bis heute bevorzugt. „Ein Drittel Aussiedler, ein Drittel Vietnamesen, ein Drittel Rest der Welt“, erklärt Herr Ahmad ihren selbst aufgestellten Schlüssel für den Wuhlegarten. Der spiegelt auch wider, welche Volksgruppen in ihrem Bezirk stark vertreten sind. Auch, wenn es dann in der Realität leider nie ganz hinhaut: Weil immer mal jemand wegbleibt, wenn er Arbeit gefunden hat, umzieht oder in die Heimat zurückgeht. Dann wechseln die Inschriften auf den Holzstubben, die jeder Gärtner am Eingang seines Erdstückes eingepflockt und mit dem Namen seines Heimatlandes beschriftet hat. Dann wird aus Kasachstan zum Beispiel Ecuador.

Etwas anderes sind die Leute, die nicht zu ihnen passen. Das kommt seltener vor, aber auch. Da war zum Beispiel der „Teppichmann“, ein Araber, den sie unisono seltsam fanden, weil er sich sehr präntiös zu seinen Gebetsritualen niederließ und den Ukrainern verbot, ihre Muttersprache zu sprechen. „Das mochte noch richtig sein“, sagt Dieter, „weil offizielle Gartensprache Deutsch ist, die wir zum Einleben wichtig finden. Darüber hinaus wollte er aber auch eine Art Bestimmer sein.“ Und so einen soll es nicht geben bei ihnen. Mit Dingen, die dem einen oder anderen nicht passen, werden sie schon selbst fertig. Dass dieser oder jener raucht auf dem Gelände, obwohl sie die Raucherecke am Gartenanfang haben. Dass manche in den Urlaub abreisen, ohne die Bitte nach Wässerung ihrer Beete zu hinterlassen. Oder dass Vy ihren Garten mit Urin düngt, was stinkt und mieft. Obwohl Vy sonst ihre „Seele“ hier ist. Eine Frau, die jeden Besucher binnen zwei Minuten mit einem Strauß Koriander, Thai-Basilikum und Minze versorgt und die ihre Scholle mit sprichwörtlicher deutscher Präzision bestellt. Dafür heimst sie selbst das Lob von Köpenicker Rentnerpaaren ein, die mit Dackel am Zaun verharren, und von denen man sich gut vorstellen kann, dass sie früher auch von den „Fidschis“ sprachen, wenn sie die Vietnamesen meinten.

Damals, als Vy noch DDR-Vertragsarbeiterin beim Waschkominat Rewatex war und zu einer isolierten Ausländergruppe im Osten Berlins gehörte.

Wolfgang Niemz, 59, Vys Exfreund, heute Kumpel, gelang es, ihr zu DDR-Zeiten näherzukommen, er verliebte sich in sie und wurde daraufhin vor die DDR-Konfliktkommission zitiert. Die Genossen sahen derlei Liebesbande nicht gern, Wolfgang nahm seinen Mut zusammen: „Spenden sollen wir für die Vietnamesen, aber zusammenleben dürfen wir nicht?“ Ihre Beziehung blieb eine heimliche. Ein bisschen ist es im Wuhlegarten Bündnisse: Man muss sich es nicht mögen, tut es aber doch, wenn jemand mal nicht da ist, wird auch gern über ihn gelästert. Der Beginn einer Normalität, die sich um Religionsfragen und Andersartigkeit nicht schert. Die zunächst auf Sympathie aufbaut und allen anderen Seins- und Glaubensfragen eher en passant begegnet. Und der man zutraut, dass sie besser funktioniert, als wenn man hier nur Einheimische angesiedelt hätte: „Ausländer halten sich mit ihren Ansprüchen erst mal enorm zurück“, sagt Sajjad Ahmad, „die sind schon froh, dass sie überhaupt ein Stückchen Erde haben dürfen.“ Diese Bescheidenheit und Wertschätzung hat dem einen oder anderen schon ein

Ahad-Erlebnis verschafft oder seine Gewohnheiten neu orientiert. So hat sich Ahmad früher nur schwarzen Tee getrunken, mittlerweile aber überzeugt ihn auch die aufgebrühte Pfefferminze von Gabriele Eckhardt, 42, die mit ihrem Mann aus Honduras hier gärt. Vy mag die deutschen Bohnen und variiert sie mit Koriander. Dieter hat den Mangold wiederentdeckt, sein Russisch aufgefrischt „und Lebensgeschichten gehört, die mir sonst nie untergekommen wären!“ Ungewöhnliche nämlich. Tragische und traurige, verrückte und verzwickte.

Da stört es auch nicht weiter, wenn sich Glaubensfragen doch dann und wann nicht ganz vom Tisch fegen lassen. Wenn die Moslems unter ihnen nicht den Grill benutzen wollen, auf dem andere schon ihre Schweinesteaks gebrutzelt haben. Sondern ihren eigenen. „Das Miteinander muss natürlich jeden Tag gestaltet werden“, sagt Herr Ahmad. „Wie in einer Ehe.“ Wuhlegarten-Philosophie. Genau wie die Tatsache, dass es nur die gesponserte neue Toilette, ein Plumpsklo de luxe, abwechselnd geputzt werden muss. Und dass sie sich jetzt nicht nur von Beet zu Beet unterhalten wollen, sondern auch einmal im Monat alle zusammen im Gemeinschaftshaus. Und eine Familie kocht dann für alle.

Jeder Berliner Garten – eine ähnliche, aber auch eigene Welt. In Hohenschönhausen stärkte anfangs noch die NPD, warnte vor „Hammelschlächtere!“ und „Dreck“. In Friedrichshain werden sie peu à peu internationaler, dort jäten und graben jetzt auch schon Österreicher und Amerikaner.

Und die Spandauer, die ihren Garten letztes Jahr mit Genehmigung der evangelischen Jeremia-Gemeinde rund um deren Kirche angelegt haben, suchen immer noch Mitmacher. Sie sind erst zu acht. Haben aber seit letztem Jahr Beachtliches gestemmt: 760 Quadratmeter Brache, die auf dem besten Wege waren, zu einem Hundeklo zu verkommen, haben sie be-ackert, Rasen angelegt, einen Apfelbaum gepflanzt und einen Sandkasten aufgefüllt. Zwei aus ihrer Truppe sind Tagesmütter und können nun auf dem hinzugewachsenen

Stück Grün auch ihre Schützlinge herumtölen lassen – mit dem Segen der Älteren. Der Zaun jedoch, mit dem sie ihr Werk eingrenzten, verärgerte sowohl Hundebesitzer als auch halbstärke Jugendliche. „Aber wenn man weiß“, gibt Michael Fleischhauer zu bedenken, „dass von diesen beiden Gruppen nichts Gutes zu erwarten ist, was Rücksicht und Mitgefühl für unsere Arbeit angeht, dann ist es besser so.“

Wie ein neuer Garten so ist, wenn er von feurigen Amateuren bestellt wird: Er überrascht einen erst mit seinen Erträgen oder Nichterträgen. So sind die Sonnenblumen der Spandauer im Falkenberger Feld über drei Meter hoch hinausgeschossen – wie bei den Wuhlegärtnern auch. Ihre Tomaten hingegen haben schon Anfang des Sommers schlapp gemacht. Nur eine einsame grüne baumelt dieser Tage noch in verdorrten Stauden. „Die hätten wir wohl irgendwann abdecken müssen“, sagt der Gartenbeauftragte und freiberufliche Internetredakteur Michael Fleischhauer, 45. Aber sonst: Rotkohl, Erdbeeren, Kürbisse und Kornblumen – alles gut im Saft.

Was die Spandauer schade finden: Türken und Araber aus Ghama, die im Gotteshaus nebenan übt. Michael Fleischhauer vermutet, dass einige türkische Frauen schon gern kämen, aber von ihren Männern nicht allein zu ihnen gelassen werden.

Wie vielerorts waren auch in Spandau die Spätaussiedler vorneweg, die Frauen insbesondere. „Eine 75-Jährige griff als erste zur Schippe“, erzählt Michael Fleischhauer, „Irma Duck von der Krim.“ Sie habe ihnen auf rührende Art und Weise gezeigt, wie ein Garten die Seele zum Blühen bringt, und dass manches, was wir hierzulande unter Unkraut subsumieren, durchaus eine schmackhafte Suppe ergibt: Sauerampfer zum Beispiel.

Ein Wochenende geht zu Ende bei den Säuerlgärtnern. Voll war es nicht in der Anlage, nur Olga und Mark haben aufgetafelt und eingeladen. Immer wieder sieht man durch Büsche und Bäume hindurch Leute miteinander schwätzen, durch die Beete schreiten, auf Früchte oder Blüten zeigen. Wer Gärtner ist, privat, und deshalb kommt die große Politik beim Beete-Talk an letzter Stelle, wenn überhaupt. Viel wichtiger sind Teuerungsdaten bei Milch und Butter, Sauferecke ignoriert hat. Waldemar Gutjahr erwartet seine Frau zurück. Sie ist in der Ukraine, um billige Samen zu besorgen. Auch für die anderen. Für die Erdverbundenheit der Spätaussiedler hat Waldemar eine ganz eigene Erklärung parat: „Ich bin gern bei Erde, weil ich bin bei Erde geboren. Und in Erde gehen wir: alle wieder zurück.“ Da geben ihm die anderen Wuhlegärtner rund um eine Tasse Tee Recht, müssen aber auch ein bisschen widersprechen: „Noch nicht so bald, Waldemar!“



Keine Abschreckung: Im Wuhlegarten ist sogar die Vogelscheuche ein bisschen freundlicher als anderswo

